

# Linguistische Berichte

Forschung Information Diskussion

**Sonderdruck**

Durch den Buchhandel nicht zu beziehen  
© Westdeutscher Verlag GmbH, Opladen 1995

Westdeutscher Verlag

# Linguistische Berichte

Forschung      Information      Diskussion

## Herausgeber

Günther Grewendorf (Universität Frankfurt)  
Arnim von Stechow (Universität Tübingen)

## Beirat

Hans Altmann (München), Ria de Bleser (Aachen), Manfred Bierwisch (Berlin), Rainer Dietrich (Berlin), Norbert Dittmar (Berlin), Sascha W. Felix (Passau), Hubert Haider (Stuttgart), Joachim Jacobs (Wuppertal), Wolfgang Klein (Nijmegen), Manfred Krifka (Austin), Klaus Mattheier (Heidelberg), Uwe Mönnich (Tübingen), Frans Plank (Konstanz), Dieter Wunderlich (Düsseldorf), Theo Vennemann (München)

## Redaktion

Günther Grewendorf (Universität Frankfurt), Herwig Krenn (Universität Bochum), Klaus Müllner (Kelkheim), Arnim von Stechow (Universität Tübingen)

---

## Hinweise für die Autoren

1. Wir bitten darum, jedes Manuskript in *dreifacher Ausfertigung* einzureichen; die Kopien sind für die Begutachtung erforderlich, der jedes Manuskriptangebot unterzogen wird. (Anschrift der Redaktion s. S. II)
2. Bevorzugte Sprache von Beiträgen ist *Deutsch*; *englisch-* und *französischsprachige* Beiträge werden akzeptiert, sofern sie stilistischen Standards genügen.
3. Bitte stellen Sie Ihrem Aufsatz eine kurze Zusammenfassung (*abstract*) in *englischer* Sprache voran.
4. Bitte fassen Sie die Fußnoten in einem Anmerkungsteil zusammen, *Anmerkungen*, *Literaturverzeichnis* und *Abbildungen* bzw. *Tabellen* (durchnumerierte) stellen Sie, jeweils auf einer neuen Seite beginnend, bitte an den Schluß des Textes.
5. Das *Literaturverzeichnis* soll sich an folgenden Mustern orientieren:  
Stockhaus, A. & K. Stechfloh, Hrsg. (1984): *Die alpine Idee*. Tübingen: Narr.
6. Wochez, A. (1971): „*Formale Didaktik*“. *Linguistische Berichte* 11, 7-36.
7. Wochez, A. (1984a): *Der Hirsch in der griechischen Frühzeit*. Diss. Universität Bern.
8. Wochez, A. (1984b): „*Tonhöhe und Akzentgipfel*“. In: A. Stockhaus & K. Stechfloh, Hrsg. (1984), 15-132.
9. Im Text selbst wird auf Literatur durch Autorennamen, Veröffentlichungsdatum und Seitenzahl verwiesen, z.B.: „... (vgl. Wochez 1984: 18) ...“; „Die These von Wochez (1984: 17), daß...“
10. Im Manuskript unterstrichene Passagen werden *kursiv* gesetzt.
11. Die Namen und Vornamen aller (Ko-)Autoren müssen auf dem Manuskript vermerkt sein, einschließlich der Adresse (mit Telefonnr.), an die die Korrekturfahnen geschickt werden sollen.
12. Die Verfasser/innen erhalten 40 Sonderdrucke ihres Beitrags.

## Graphemik

### Neues über Groß- und Kleinbuchstaben. Theoretische Begründung der Entwicklung der römischen Majuskelformen zur Minuskelschrift

Herbert E. Brekle, Regensburg

#### Abstract

It is shown that the morphological development of Roman cursive majuscular to minuscular letter-forms is due to parametrical variation of the *hasta+coda* principle. This principle governs the structure of most of our letter forms over the last 3000 years. They consist of an initial stroke (*hasta*) plus coda element(s). The minuscularization process was triggered by the parametrical criterion that the *hasta*-strokes had to be „free“, i.e. that the coda elements must not cover the full height of the *hasta* (e.g. D, E ... vs. F, P ...).

Unser heutiges sogenanntes lateinisches Alphabet besteht eigentlich aus zwei Alphabeten

1. dem sogenannten Großbuchstabenalphabet (Majuskeln) und
2. dem sogenannten Kleinbuchstabenalphabet (Minuskeln)

Diese Bezeichnungen sind – streng genommen – irreführend<sup>1</sup>; die „Großbuchstaben“ einer bestimmten Schriftgröße sind nicht größer als die „Kleinbuchstaben“ derselben Schriftgröße, z.B. ELCH – Elch. Nur die Mittellängenbuchstaben – die nur die sogenannte x-Höhe einnehmen – erscheinen kleiner als die entsprechenden „Großbuchstaben“: e – E, o – O etc. Im Falle von Kursivschriften haben manche „Kleinbuchstaben“ eine größere Vertikalerstreckung als die entsprechenden „Großbuchstaben“: f – F, j – S. Kurz, die „Großbuchstaben“ nehmen im Vierliniensystem einer heutigen Druckantiquaschrift durchwegs den Mittel- und Oberlängenbereich ein, die Kleinbuchstaben nehmen alle den Mittellängenbereich ein; manche – b, d, f, h, k, l, (t) – zusätzlich den Oberlängenbereich und manche – g, j, p, q, y – zusätzlich den Unterlängenbereich ein.

Funktional gesehen sind in unserem Alphabet die „Großbuchstaben“ die markierten, ausgezeichneten Formen, d.h. sie dienen zu verschiedenen Arten der Hervorhebung (orthographisch, typographisch); die „Kleinbuchstaben“ bilden das unmarkierte, normale, das eigentliche Alphabet.

Im übrigen ist unser sogenanntes lateinisches Alphabet (samt seiner griechisch-kyrillischen Verwandtschaft), das einzige existierende Schriftsystem, das eine solche Zweiteilung aufweist. Man sehe sich diesbezüglich nur das hebräische, arabische oder koreanische Alphabet an; bei einem nicht-alphabetischen Schriftsystem wie dem chinesischen stellt sich diese Frage sowieso nicht.

Wie ist nun aber das Verhältnis der jeweiligen „großen“ und „kleinen“ Buchstabenformen unserer beiden Alphabete systematisch und historisch zu beschreiben und zu erklären? Ähnlichkeiten zwischen einigen Groß- und Kleinbuchstabenformen kann schon das Laienauge entdecken: L – l, K – k, M – m, N – n, O – o, P – p, S – s, U – u, V – v, X – x, Y – y, Z – z (um nur die eindeutigsten Fälle zu nennen). Jedoch hat die traditionelle Paläographie – trotz ihres ehrwürdigen Alters – bisher keine theoretisch befriedigende Antwort auf die Frage nach einem systematischen Zusammenhang zwischen den beiden Teialphabeten zu geben vermocht. Mehr oder weniger explizit ging und geht die Paläographie davon aus, daß die ungefähr chronologische Abfolge monumentalier oder buchschriftlicher römischer Schriftarten wie *Capitalis quadrata*, *Capitalis rustica*, *Unziale* und *Halbunziale* (vgl. Abb. 1-4) auch die schriftmorphologische Entwicklungslinie hin zur karolingischen Minuskel (vgl. Abb. 5) abbilden könne.<sup>2</sup>

Historisch gesehen bildet die Reihenfolge der in den Abb. 1-3 gezeigten Schriftarten jedoch etwas ganz anderes ab, nämlich eine von frühmittelalterlichen Schreibern kirchlicher Texte so gesehene Hierarchie von Auszeichnungsschriften, die regelmäßig den Beginn von Büchern oder Buchkapiteln zieren.

Wie zu zeigen sein wird, weisen die drei typischen Auszeichnungsschriften karolingischer Codices (*Capitalis quadrata*, *Capitalis rustica* und *Unziale*) aber keine durchgängig tragfähigen Ansatzpunkte für morphologische Entwicklungen hin zur Minuskelschrift auf; diese Schriftarten sind vielmehr jeweils als Endpunkte schriftmorphologischer Entwicklungen zu verstehen. Sie verharren grundsätzlich in einem Zweilinienschema, d.h. die Buchstabenformen dieser Majuskelschriften weisen im wesentlichen gleiche Höhenerstreckungen auf; lediglich der chronologisch späteste Typ, die *Unzialschrift*, weist – je nach stilistischer Ausprägung – bei bestimmten Buchstabenformen prekäre Ober- bzw. Unterlängen auf (vgl. Abb. 3).

Diese Differenzierungsmomente gegenüber den beiden früheren Kapitalistypen bilden jedoch nicht den Ausgangspunkt für minuskelschriftliche Entwicklungen, vielmehr entstammen sie früheren kursiv- (und von diesen wiederum abgeleitet) buchschriftlichen Entwicklungsstadien. Für letztere vgl. z.B. die Schrift des *de bellis macedonicis*-Fragments, 1./2. Jh., vgl. Abb. 7; für erstere vgl. Abb. 6 und die Beispiele pompejianischer Graffiti in Abb. 6a.

Diese kursiv- und buchschriftlichen Schriftausprägungen bilden die gemeinsame Wurzel für die Entwicklung einerseits hin zur sogenannten *Unzial-* und andererseits

hin zur Minuskelschrift. Die sogenannte Halbunziale (vgl. Abb. 4) ist eigentlich eine Fehlbenennung; tatsächlich handelt es sich dabei – nach den anschließend zu entwickelnden Kriterien – um eine vollgültige Minuskelschrift, deren vertikale Buchstabenerstreckungen sich systematisch in einem Vierlinienschema unterbringen lassen.

Um die folgende Argumentation nachvollziehbar zu machen, soll zunächst ein buchstabenmorphologisches Strukturprinzip vorgestellt werden, das die Formenentwicklung zahlreicher Elemente unseres Alphabets von phönizischer Zeit (ca. -1100) bis ca. 1500 ganz wesentlich bestimmt hat. Es handelt sich um das vom Autor so genannte *Hasta+Coda-Prinzip*.

In unterschiedlichem Ausmaß – je nach Schriftentwicklungsepoke – zeigen Buchstabenformen eine Struktur bestehend aus einem initialen, *grosso modo* vertikalen Anfangsstrich (= *Hasta*, lat. Pfahl, Speer), und daran jeweils in Schreibrichtung angefügten Zusätzen (= *Coda(e)*, lat. Schwanz). Wichtig festzuhalten ist, daß diese Konfiguration sich sowohl schreibtechnisch bzw. schreibökonomisch, als auch von der visuellen Verarbeitung des so Geschriebenen her gesehen, als funktional „gute“ Struktur erwiesen hat. Geometrisch betrachtet haben solche Konfigurationen die Eigenschaft der vertikalaxialen Asymmetrie (vgl. Brekle 1994).

Beispiele aus altgriechischen Inschriften (ca. -7. Jahrhundert) deuten an, daß in jener Zeit noch – wie im nordwestsemitischen (phönizischen) Herkunftsgebiet des griechischen Alphabets – von rechts nach links (sinistrograd) geschrieben wurde; entsprechend „blicken“ die folgenden Buchstabenformen ebenfalls nach links – sie sind sinistral orientiert. Der Wechsel zu dextrograder Schreibrichtung und dextraler Orientierung der einzelnen Buchstaben erfolgte ca. im -5. Jh.

alpha	A	lambda	Λ / √
beta	β	μ	μ
gamma	γ	ν	ν
delta	δ / δ	π	π
epsilon	ε	ρ	ρ
vau	Ϝ	υ	υ
kappa	κ	ι	ι

Andere altgriechische Buchstabenformen zeigten die geometrische Eigenschaft der vertikalaxialen Symmetrie, z.B.:

(h)eta	Ἑ
omicron	ὦ
san	Ϻ
qoppa	ϙ
chi	ϙ
phi	ϙ
psi	ϙ

Diese beiden Typen von Symmetrieeigenschaften zeigen sich im historischen Entwicklungsprozeß unserer Buchstabenformen als Formkonstanten – wenn auch in quantitativ immer wieder verschiedenen Verteilungen.

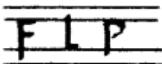
Für den schwerwiegendsten Entwicklungsschritt in der Geschichte unseres Alphabets, nämlich den Übergang von einem Majuskel- zu einem Minuskelsalphabet, spielt das als schriftmorphologisch-theoretische Einheit geltende Hasta+Coda-Prinzip eine entscheidende Rolle.

Beispiele römischer Buch-, Brief- und Alltagsschrift (Abb. 7, 6 und 6a) zeigen Buchstabenformen mit scheinbar oder tatsächlich regellosen „Überlängen“ (besonders deutlich in pompejanischen Graffiti, Abb. 6a). Diese nach oben und unten ausschweifenden Schreibzüge erklären sich zunächst einfach aus mehr oder weniger individuellen dynamisierten Schreibbewegungen, die noch keiner genauen Norm folgen. Eine zunehmende Normierung in Richtung auf eine kanonisierte Buchschrift erfolgte graduell im 3. und 4. Jahrhundert.<sup>3</sup> Zu Recht wird das sogenannte *Epitome Livii-Papyrusfragment* aus diesem Zeitraum als frühes Beispiel für eine grundsätzlich schon in einem Vierliniensystem normierte Minuskelschrift angesehen (vgl. z.B. Mallon 1952 und Abb. 8)

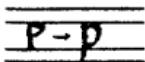
Die Frage – die hier neu gestellt wird – ist nun, nach welchen Kriterien eine Majuskelschrift – etwa jene der Abb. 6, 6a und 7 – die ja wenigstens grundsätzlich in einem Zweilinienschema untergebracht ist, sich zu einer Minuskelschrift, die ein Vierlinienschema beansprucht, entwickeln kann. Das entscheidende Kriterium, mittels dessen diese Entwicklung konsistent beschrieben und erklärt werden kann, ist das der „freien Vertikalhasta“ einer Buchstabenform. Darunter ist derjenige Bestandteil einer Buchstabenform zu verstehen, der nicht in seiner ganzen Vertikalerstreckung von Codateilen umschlossen bzw. begrenzt ist.

Die folgenden gezeichneten Buchstabenformen haben lediglich schematische Qualität. Für eine detailliertere empirische Untersuchung (vgl. Brekle, erscheint a) wäre von Buchstabenformen auszugehen, wie sie etwa die Graffiti in Abb. 6a und spätere römische Kursivschriften zeigen.

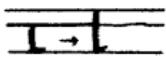
Beispiele sind



Solche Formen mit einer historisch schon früh vorhandenen freien Hasta bilden ihre jeweilige Hasta im Mittellängen- und Ober- bzw. Unterlängenbereich einer *per definitionem* vierlinigen Minuskelschrift ab. Die Entscheidung darüber, ob die freie Hasta im Ober- oder im Unterlängenbereich erscheint, hängt von der Position der jeweiligen Coda an der Hasta ab: liegt die Coda oben, ergibt sich eine Hasta mit Unterlänge



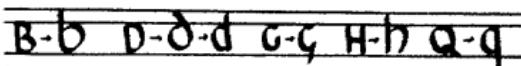
liegt die Coda unten, führt dies zu einer Hasta mit Oberlänge



Der empirische Hintergrund für das Kriterium der „freien Vertikalhasta“ kann in dem folgenden schreibmotorisch begründeten Sachverhalt gesehen werden: die dynamische Auslenkung der Schreibhand beim einigermaßen flüssigen Schreiben macht sich bei jenen Buchstabenformen, die eine nach oben oder unten nicht durch Codaansätze begrenzte Hasta aufweisen, besonders leicht bemerkbar (vgl. Abb. 6 und 6a). Im ersten Falle – z.B. beim L – ist der Schreiber relativ frei wie weit oben er den Ansatz für seinen ersten Zug (= Vertikalhasta) macht; wichtig ist, daß er die Coda in etwa auf die Grundlinie der Textzeile plaziert. Im zweiten Falle – z.B. beim F – wird er darauf achten, daß der obere Codaansatz in etwa an der oberen Begrenzungslinie, die durch die Höhenerstreckung der anderen Buchstabenformen, die keine „freie Vertikalhasta“ aufweisen, gegeben ist, zu stehen kommt (z.B. E, H, O etc.). Der Auslauf nach unten ist im Falle von F, P etc. dagegen bei nicht völlig normierten Kurrentschriften wiederum relativ beliebig. Diese Sachlage erklärt auch, warum – bis auf den Sonderfall des g (s.u.) – die Ober- bzw. Unterlängenbereiche von Codaelementen frei gehalten sind.

Im Zusammenhang mit dem hier abgehandelten Problem des Übergangs von der Majuskel- zur Minuskelschrift ist entscheidend, daß diese „Ausschweifungen“ von Schreibern der späten römischen Kaiserzeit konsensuell normiert und letztlich, in einem Vierliniensystem eingefangen, kanonisiert wurden. Nebenbei bemerkt, das Ausschweifen nach oben oder unten bei Buchstabenformen mit freier Vertikalhasta läßt sich durch die Geschichte europäischer kurrenter Handschriften bis heute verfolgen.

Dieselben Kriterien gelten auch für Buchstabenformen, die erst im Laufe ihrer weiteren kursivschriftlichen Entwicklung – etwa in der römischen Kaiserzeit – eine freie Vertikalhasta entwickelt haben, z.B.



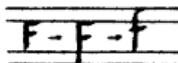
Diese Verteilung der Ober- bzw. Unterlängen der Haste hängt ihrerseits an dem Kriterium, daß der Ober- und Unterlängenbereich grundsätzlich (Ausnahme: g) von Codaelementen frei gehalten wird. Anders gesagt, die Codaelemente der Buchstabenformen mit freier Vertikalhasta füllen den Mittellängenbereich aus. Ebenfalls auf den Mittellängenbereich beschränkt sind alle anderen Buchstabenformen; der vertikale Erstreckungsbereich dieser Buchstaben der römischen Kapitalis im Zweiliniensystem findet sich demnach wieder im Mittellängenbereich der späteren Minuskelschrift:

# A-a E-e M-m T-t

Die optische Informationsdichte konzentriert sich also im Mittellängenfeld, das insoweit dem alten Zweiliniensfeld der Kapitalis entspricht. Dabei ist jedoch der optische Diskriminierungswert der Ober- und Unterlängen zur sicheren Erkennung einzelner Buchstabenformen gleichwohl nicht zu vernachlässigen (vgl. etwa d vs. q). Darüber hinaus gibt es gesicherte lesepsychologische Erkenntnisse (z.B. Broadbent 1977), denen zufolge die durch den Wechsel von Ober- und Unterlängen für das einzelne Wort – jedoch auch für Wortfolgen in der Zeile – entstehenden Konturen für eine schnelle visuelle Verarbeitung eines Textes positiv einzuschätzen sind.

Im folgenden soll die Tragfähigkeit des oben vorgestellten und begründeten Kriteriums der „freien Vertikalhasta“ überprüft und einige Spezialfälle diskutiert werden.

1. Die Buchstaben F, K, L, P, R zeigten schon in frühester römischer (und schon in griechischer) Zeit das Merkmal der freien Vertikalhasta. Entsprechend unserer Hypothese gab es folgende Entwicklungen:



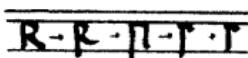
Kommentar: Spätestens vom ca. 3. Jh. bis weit in die karolingische Schriftepoche hinein zeigte das F eine klare Unterlänge; im ausgehenden 10. Jh. wanderte der obere Codastrich unter gleichzeitiger Abschwächung zu einem Ansatzbogen in den Oberlängenbereich aus. Bei der Wiederbelebung der karolingischen Minuskel durch italienische Schreiberhumanisten im 15. Jh. wurde die Form f in der Variante der „littera formata“ kanonisiert; in der Kursivschrift erstreckte sich das f über alle drei Bereiche des Vierlinienschemas. Eine Erklärung für diese nachkarolingische Entwicklung kann in einer Duktusänderung gesehen werden: die obere Coda verschmilzt in einem Zug mit der Hasta. Dadurch wird auch die obere Begrenzung der Buchstabenform geschwächt; es kann sich eine zunächst prekäre halbe Oberlänge entwickeln (ähnlich beim langen f).

Bei K, L und P verläuft die Entwicklung völlig regulär. Beim K ist jedoch zu bemerken, daß es sich dabei um einen eigentlich unrömischen Buchstaben handelt, der nur manchmal in aus dem Griechischen entlehnten lateinischen Wörtern erscheint. Hinsichtlich der Höhenentwicklung der Hasta wären eigentlich zwei Alternativen gegeben gewesen:



Die Entscheidung zugunsten der ersten Alternative könnte in Analogie zur Entwicklung von b, d, l und h getroffen worden sein.

Bei R verläuft die Entwicklung zunächst auch völlig regulär:

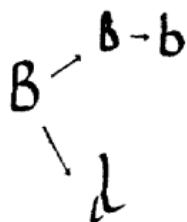


Die dritte Buchstabenform – der Entwicklungszustand des 3./4. Jh.s – zeigt die beiden Codateile Bogen und Abstrich nach rechts miteinander verschliffen. Diese reduzierte Coda wird in karolingischer Zeit weiter abgebaut, die Unterlänge der Hasta wird prekär und im Hochmittelalter vollends auf Mittellängenhöhe gekürzt. Anders als beim f behält das r jedoch seine Coda als eigenständigen Zug, dessen Schwächung zu einer nur noch geringen optischen Belastung des Mittellängenfelses führte (vgl. k und p); deshalb war strukturell eine lange Hasta nicht mehr notwendig.

Der Buchstabe I nimmt eine Sonderstellung ein; seine Form besteht ja in einer bloßen Hasta ohne irgendwelche Codateile. In der sogenannten Rustica-Kapitalis (vgl. Abb. 2) zeigt dieser Buchstabe manchmal eine Art Oberlänge, die jedoch in der weiteren buchschriftlichen Entwicklung hin zur Minuskelschrift nicht aufgenommen wird. Ein Grund dafür dürfte in dem sonst drohenden Zusammenfall eines langen i mit der Form des l zu sehen sein. Das i wurde auf den Mittellängenbereich beschränkt. Das i mit Punkt erscheint erst im Hochmittelalter; der Punkt hatte die diakritische Funktion, das i einer gebrochenen Schrift von sonst gleich zusammengesetzten Buchstabenformen wie m und n abzuheben. Parallel dazu entwickelte sich das j (i mit Unterlänge), ebenfalls mit dem Zweck, i-Formen leichter erkennbar zu machen.

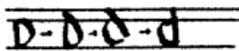
2. Die Buchstaben B, D, G, H, Q und S entwickelten erst sekundär auf der Basis kursivschriftlicher, schreibökonomisch bedingter Veränderungen, Formen, die sie für das Kriterium der freien Vertikalhasta zugänglich machten.

Die Entwicklungen der einzelnen Buchstaben:

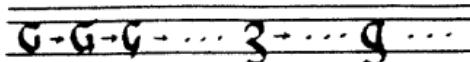


Offensichtlich konnte sich die ältere kursivschriftliche Variante des b mit „Hängebauch“ nicht durchsetzen; der Grund dafür mag ein sonst drohender Homomorphie-Clash mit Formen von d gewesen sein (mit dem es – hinsichtlich der „Hängebauchvariante“ – die radikale Duktusveränderung teilte: der „Hängebauch“ ist die verkümmerte Hasta der Kapitalisform B, der langgeschwungene neue Hastazug ergab sich aus der Doppelbogencoda von B).

Die siegreiche Variante zeigt zunächst eine verkümmerte obere Bogencoda, die dann mit der Hasta zu einem Zug verschmolz. Das Ergebnis war eine neue, freie Vertikalhasta mit unten rechts ansitzender Bogencoda, die Hasta bekam folgerichtig eine Oberlänge.



Die Entwicklung des d zeigt eine vollständige Restrukturierung der ursprünglichen Form: durch einen zunächst nur leicht veränderten Duktusverlauf verwandelt sich die alte Hasta in eine neue – nun allerdings in die verkehrte Richtung blickende Bogencoda; die alte Coda wird zur neuen Hasta. Damit verletzt das Minuskel-d – wie auch das q – das sonst schon von alters her gültige Prinzip der Gleichsinnigkeit von buchstabenintern dextraler Coda und dextrograder Schrift.



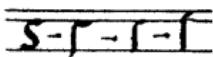
Die Geschichte der Form des heutigen g ist aus mehreren Gründen besonders instruktiv. In altrömischer Zeit wurde aus C – das seinerseits vom griechischen *gamma* in der Form < herkommt – mittels eines kleinen vertikalen diakritischen Strichs die Form G für stimmhaftes /g/ geschaffen. Dieser kleine Strich entwickelte sich durch einen nach unten überschießenden Abstrich zu einer prekären Hasta (vgl. oben 3. Entwicklungsstufe). Daraus ergab sich strukturell die Gefahr einer Homomorphiekollision mit q. Um dieser zu begegnen, wurde die schon halb im Unterlängenbereich steckende Hasta nach links umgebogen (im Laufe des frühesten Mittelalters ergaben sich – vor allem in den nationalschriftlichen Stilen – zahlreiche Varianten). Das Ergebnis widerspricht gleich doppelt den sonst gültigen Strukturprinzipien: 1. die Buchstabenform blickt in die verkehrte Richtung; 2. die nach links umgebogene Hasta belastet den Unterlängenbereich.



Die erste Entwicklungsstufe des h ergibt sich aus einer schreibökonomisch bedingten Duktusvereinfachung: der Querstrich verbindet sich mit dem finalen Vertikalstrich zu *einem* Schreibzug, der vertikale Schlußstrich kann dadurch nicht mehr seine volle frühere Höhe erreichen; damit war die Initialhasta „frei“ geworden und mußte sich, da die neue Coda unten ansitzt, zu einer Hasta mit Oberlänge entwickeln.

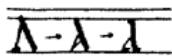


Schon früh muß sich der linke Initialbogen des Q mit dem abwärts gerichteten Strich zu einem Schreibzug verbunden haben. Grundsätzlich hätte daraus in der weiteren Entwicklung eine neue Hasta entstehen können: \*  . Dieser Weg war jedoch wegen der drohenden Kollision mit p verbaut. Der Ausweg bestand in einer Restrukturierung des Duktus: der Initialbogen endet früher, der zweite Bogen wird mit der Unterlänge zur neuen Hasta umgebildet. Damit blickt auch dieser neue Minuskelbuchstabe in die verkehrte Richtung; die neue Hasta bekommt – schon aus historischen Gründen – eine Unterlänge. Wie beim d wird die neue Hasta des q – in Analogie zu b, f, h, l, p und r – vertikal ausgerichtet.

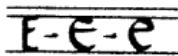


Die Formveränderung dieses Buchstabens beruht im wesentlichen in einer wiederum schreibökonomisch begründeten Umwandlung des kurvilinearen Mittelstücks in eine vertikale Hasta, deren Höhenentwicklung bis in die Neuzeit eingeräumt unentschieden bleibt. Meist erscheint eine prekäre halbe Oberlänge; in kursiven Schriften greift die nach unten spätestens in karolingischer Zeit freigewordene Hasta folgerichtig in den Unterlängenbereich aus. Als Variante zu diesem „langen s“ erscheint buchstchriftlich – vor allem in insularen Schriftvarianten – schon früh das „runde s“, das seinen kurvilinearen Duktus von der Kapitalis her beibehalten hatte und sich regelgerecht nur als Mittellängenbuchstabe ausprägen konnte.

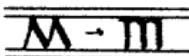
Die übrigen Buchstaben unseres Alphabets, die nicht unter das Kriterium der freien Vertikalhasta fallen, bilden beim Übergang von der Majuskel- zur Minuskelschrift ihre Formen grundsätzlich im Mittellängenbereich ab.



Die Variante *a* von a entstand aus dem  der jüngeren römischen Kursivschrift, indem der erste Abwärtsbogen oben an den zweiten Abwärtsstrich angeschlossen wurde.

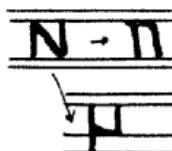


Die Hasta wurde zu einem Linksbogen umgeformt; später verband sich der mittlere Codastrich mit dem als Bogen nach rechts unten gezogenen oberen Codastrich, so daß das „Auge“ (Punze) des Minuskel-e entstand.

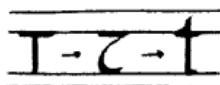


Der erste Abstrich wurde – mit einem Ansatzstrich versehen – vertikalisiert, der zweite Abstrich parallel angeschlossen, der Verbindungsstrich zwischen zweitem

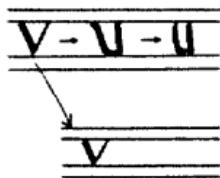
und drittem Abstrich ging in den Ansatz des ebenfalls vertikalisierten dritten Abstrichs über. Erklärt werden kann diese Entwicklung durch das Bestreben, eine größtmögliche strukturelle Homomorphie hinsichtlich der vertikalen Ausrichtung abwärts geführter Federzüge zu erreichen (in Analogie zu den vertikal ausgerichteten Hasten zahlreicher anderer Buchstabenformen).



Die Kapitalisform N bleibt buchstchriftlich bis in die karolingische Epoche hinein unverändert; kursivschriftlich bildete sich schon früher – sicherlich nach dem Vorbild des m – die heutige n-Form aus. In der insularen Schrift wurde eine Sonderform entwickelt: der erste Abstrich kann als Hasta interpretiert werden sein, die allerdings gegen die Regel der freien Vertikalhasta in den Unterlängenbereich ausgreift, so daß sich eine dem griechischen mü (μ) ähnliche Form ergibt.



Eine schreibökonomisch bedingte Duktusveränderung läßt aus der zweizügig geschriebenen Kapitalisform die einzügige insulare bzw. karolingische τ-Form entstehen, die noch ganz im Mittellängenbereich bleibt. Erst die dritte Form, in der der Abwärtsstrich vertikalisiert wird, zeigt in nachkarolingischer Zeit ein eher zufälliges Überschreiten der Mittellänge nach oben. In humanistischer Zeit wurde diese prekäre halbe Oberlänge kanonisiert; dies gilt auch für die Druckantiquaschriften bis heute.



Das Kapitalis-V hatte schon in klassisch-römischer Zeit buch- und erst recht kursivschriftlich die Eigenschaft der vertikalaxialen Symmetrie verloren, dadurch entstand die ν-Form, deren erster Zug schon im 3. Jh. (vgl. Abb. 8) in Analogie zur Vertikalalisierung von d und m vertikalisiert wurde; damit war die heutige u-Form erreicht. Grundsätzlich hätte die u-Form als eine Coda+Finalhasta-Struktur interpretiert werden können (wenn auch mit „verkehrter“ Richtung); nach dem Prinzip der freien Vertikalhasta hätte eine Form \* ↓ entstehen können. Die Gründe dafür, warum dieses Prinzip in diesem Fall nicht angewendet wurde,

könnten im folgenden gesehen werden: u wäre der einzige Vokalbuchstabe mit Oberlänge gewesen, u wäre der einzige Buchstabe mit nach oben offener Coda gewesen und schließlich wäre diese hypothetische Form einem flüchtig ausgeführten d zu ähnlich gewesen.

Die v-Form, die erst wieder im 16. Jh. erschien, lässt sich als Rückgriff auf die klassische Kapitalisform zwanglos erklären.

Die Form des y – wie k ein unlateinischer Buchstabe – zeigte in seiner Geschichte beträchtliche Schwankungen. Sowohl für die römischen als auch für die frühmittelalterlichen Schreiber gehörte y offenbar nicht zu den kanonisierten Buchstabenformen. Dieser Sachlage entspricht auch die schließlich rezipierte strukturell irreguläre Form: Codastrich links + diagonale Finalhasta im Mittel- und Untergängebereich.

Die Formen von c, x und z bilden ihre zugehörigen Kapitalisformen unverändert und regelgerecht im Mittellängenfeld ab.

Der hier nur knapp skizzierte morphologische Entwicklungsgang unserer Kleinbuchstaben wurde in seinen wesentlichen Ergebnissen von italienischen Schreiberhumanisten wie Salutati und Poggio im frühen 15. Jh. nach karolingischen Vorbildern als die neue Antiquaschrift fixiert. Als Versalformen wurden unverändert jene der klassisch-römischen *Capitalis monumentalis* übernommen (vgl. Abb. 9 und 10). Damit erhielten auch die geradestehenden Buchstabenformen der Druckantiquaschriften (mit und ohne Serifen) bis heute ihre gültige kanonische Ausprägung. Vorbild für die kursive Druckantiquaschrift, die erstmals von Aldus Manutius in seinen Drucken ab ca. 1500 erfolgreich als „Brotschrift“ verwendet wurde, war die humanistische Schreiberkursive wie sie sich etwa bei Niccolò Niccoli (ca. 1470) in Vollendung zeigt.

Abbildung 1: Bauinschrift des Legionslagers Castra Regina, Regensburg, aus dem Jahre 179; Capitalis quadrata



Abbildung 2: „Bestandsaufnahme“, Mitte 1. Jh.; Capitalis rustica

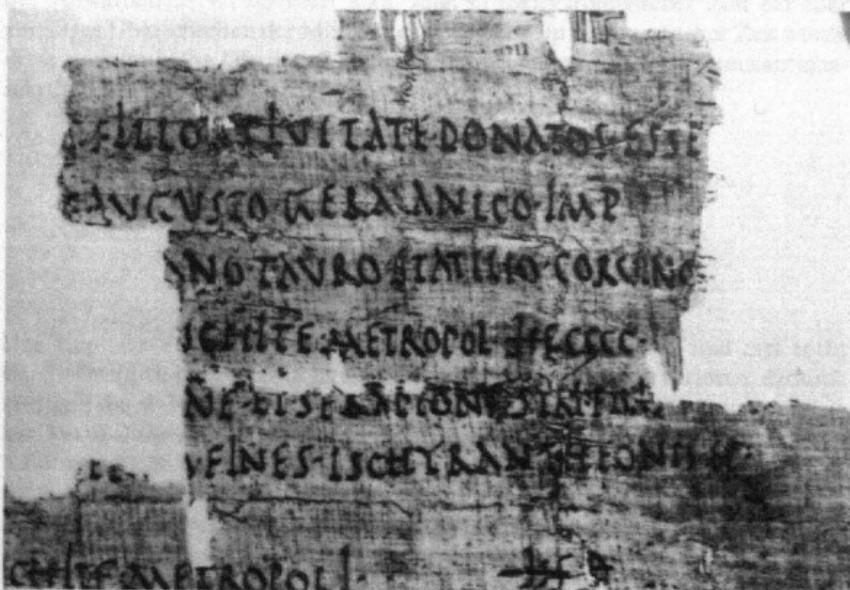
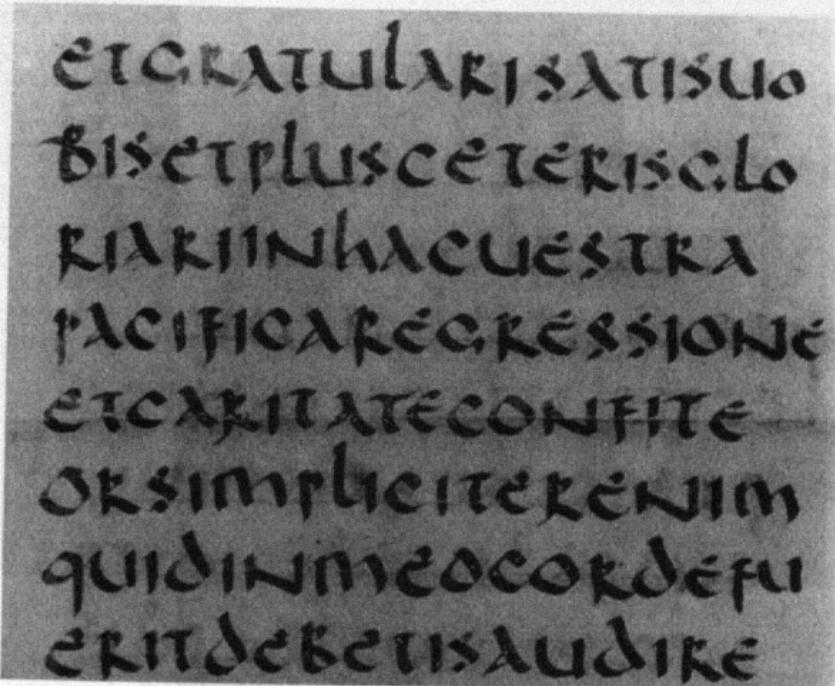
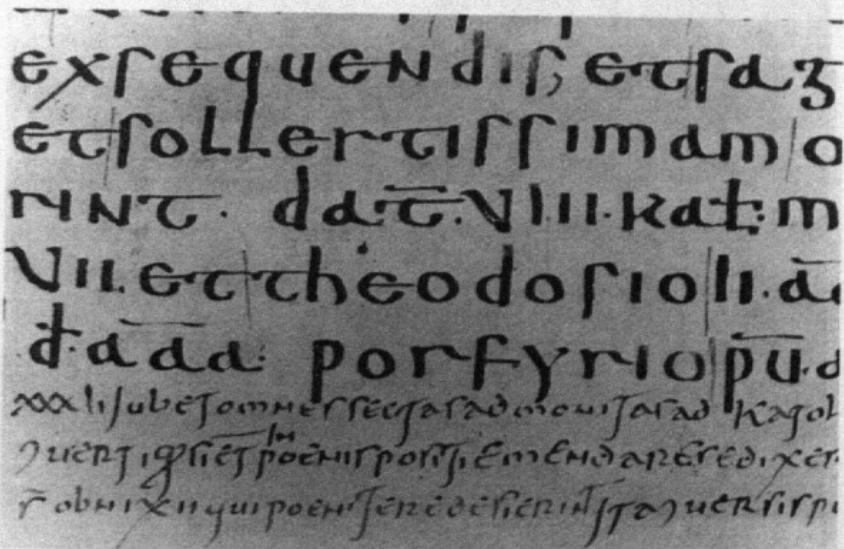


Abbildung 3: Epist. S. Cypriani Bobiens., 5. Jh.; Unziale



EIGRATULARI S ATISUO  
BIS ET PLUS CETERIS CLO  
RIARI IN HAC UESTRA  
PACIFICARE REGRESSIONE  
ET CARITATE CONFITE  
OIS SIMPLICITER NIM  
QUID IN MEA CORDA DEFU  
ERIT DEBET ISAUDIRE

Abbildung 4: Codex Theodosianus, 6. Jh.; Halbunziale



EXSEQUENDIS ET FAS  
ET SOLLENTISSIMAM AM  
NNT. DAT. VIII. KAT. M  
VIL ET THEODOSIOLI. A  
DAAA POFYRIO PUD  
XXXI. sub eorum secessione ad monasteria ad Hagiol  
Iueri, quibus in poenitentia emendaretur, xxi.  
Probi xxi. qui poenitentia deficerat, et uersi

Abbildung 5: Drogo-Sakramenter, Metz, ca. 850, turonische Minuskel

RE. ONESCE. PATER. ET. OTEN.  
acter ne dñs honorum auctor. et distributor  
omnium dignitatum. per quem proficiunt uni  
uersa. per quem cuncta firmantur. amplifica  
tur. semper in melius naturae rationalis incremen  
tis. per ordinem congrua ratione dispositum;  
inde et sacerdotalis gradus atq: officia levita  
rum sacramentis mysticis. In statuta creuerunt;  
ut cum pontificis summos regendis populis praefe  
cisset. ad eorum societatis et operis adiumentum  
sequentis ordinis uiros. et secundae dignitatis cl

Abbildung 6: Kopie eines Briefes, -1. Jh.

Abbildung 6a: Pompejianische Graffiti, 1. Jh.

ANALISIGNIS SISUNILPIS SAVLIO  
MAGIQUICAGNIS UT VIMIAGNIS  
DILIGNTUUNUM VUNUS TUM RUGORUNGSU LUNAVS  
diligt lnumis gnumis lopp itt ixctm  
Comt ilaxdilg ilg vdi dvl. gisit dmyg  
MUNIS

CIL IV 5092

MEILLEMVSCVMFRATIPEDEXTRA  
FMPALIITER FVTVIMVS DIS  
dINA

CIL IV 40636

Abbildung 7: Fragment „de bellis macedonicis“, 2. Jh.

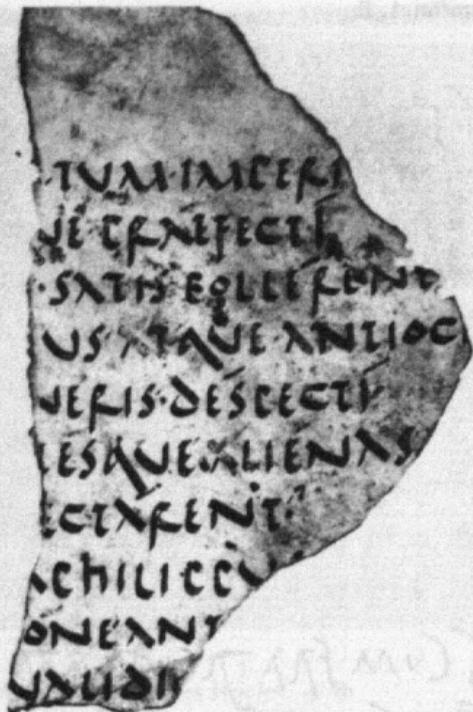


Abbildung 8: Livius-Epitome, 3. Jh.

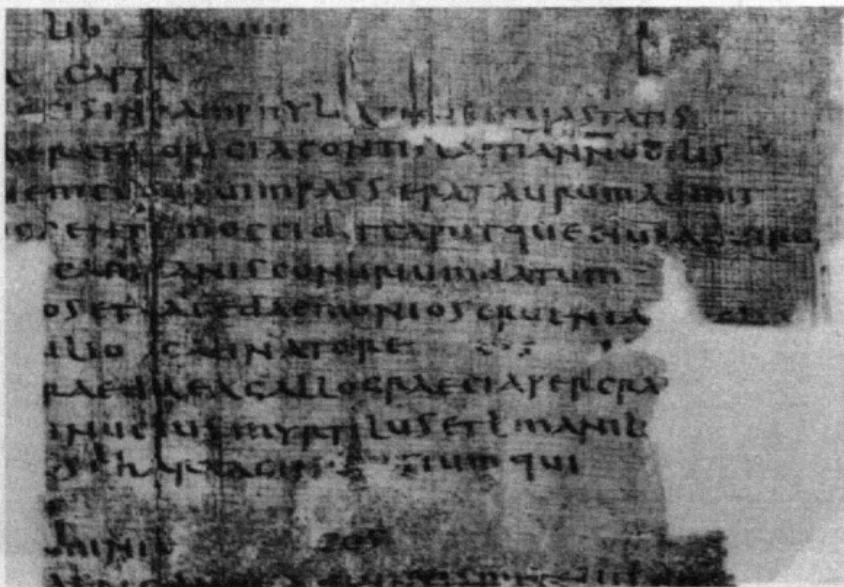


Abbildung 9: Poggio, Livius, 1425-1426

dingensos suos duxit. Morte subiectus spectaculo magis hominum quam trionfanti, glorie syphax est tibus, audita multo ante mortuus quam ab alba triductus fuit. Conspicta tamen mortuus fuit qui publico funere est elevatus. hunc regem in trionfo ductum polibius hunc quoque spernendus auctor tradidit. Secutus scipionem trionfanteum est fillico capta imposito. Q. terrenaus cullo: omniq: deinde atra: ut dignus erat libertatis auctorem coluisse. Africani cognomen militaris primi favor in populis auro celebraverit. In sive sylle magnusq: pompej patrum memoria ceptum ab auctoritate familiari sit parum comparatum habeo. Primus certe hic imperator nomine uictus a se genitus est nobilitatus: et templo deinde huius nequaquam auctoriu patris insignes imaginum titulos claraq: cognomina familię fecerit.

T. LIVII. PATAVINI. HISTORICI. PRECLARISSIMI. LIBER. XXX.  
EXPLICIT. BELL. PVNICI. SECUNDI. LEGE. FELICITER.

LIBER. POGGII,

P. Victoris de Notis Antiquis.  
E. Et etiam Cura circa praescribendas uel paucioribus his armotandas uoces studium necessarium. quod partim pro uoluntate cuiusque fit, partim usu proprio. et obseruatione communis; nam apud ueteres. cum usus notarum nullus esset. pp scribendi facultatem maxime in Senatu qui aderant in scribendo. ut celenter dicta comprehendenderent quaedam uerba. atque nomina ex communum consensu primis his notabantur. & singulis litteris quid significabant ut i' prom. pti erant quod in nomibus pronomibus legibus publicis. pontificumq. monumentis iurisq. Cuiuslibi libris etiam nunc manet. ad quas notationes publicas accedit studiorum uoluntas. et unusquisque familiares notas pro uoluntate signaret quas comprehendere infinitum est. publice sanc. tenend. sunt. quae in monumentis plurimis et historiarum libris. sancisque publicis reperuntur. ut sequitur.

## Anmerkungen

- 1 Die pragmatischen Engländer benutzen für diese Unterscheidung die Bezeichnungen *upper case letters* bzw. *lower case letters*. In den Zeiten des Blei(hand)satzes waren die *upper case letters* (Großbuchstabenlettern) in den oberen Fächerreihen, die *lower case letters* (Kleinbuchstabenlettern) in den unteren Fächerreihen eines Setzkastens untergebracht. Letztere waren – wegen ihres im Verhältnis zu den ersteren weitaus häufigeren Vorkommens in einem Text – für den Setzer griffnäher plaziert.
- 2 Ausdrücklich betont sei, daß es gerade der eminenten französische Paläograph Jean Mallon war, der durch seine zahlreichen Arbeiten seit den 40er Jahren diese traditionelle Auffassung zu erschüttern vermochte. Vgl. vor allem Mallon 1952 und 1982.
- 3 Für eine Erklärung dieses Prozesses auf der Basis von radikalkonstruktivistischen Prinzipien vgl. Brekle, erscheint b.

## Literatur

- Brekle, H.E. (1994): Die Antiqualinie von ca. -1500 bis ca. +1500. Untersuchungen zur Morphogenese des westlichen Alphabets auf kognitivistischer Basis. Münster: Nodus.
- Brekle, H.E. (Erscheint a): „Minuskelschriftliche Tendenzen in pompeianischen Graffiti und Wachstafelinschriften“. Linguistische Berichte.
- Brekle, H.E. (Erscheint b): „Erklärung schriftmorphologischer Veränderungsprozesse im westlichen Alphabet auf radikalkonstruktivistischer Basis“.
- Broadbent, D.E. (1977): „The hidden preattentive processes.“ American Psychologist 32, 109 – 118.
- Mallon, J. (1952): Paléographie romaine (= Scripturae. Monumenta et Studia III, Madrid Instituto Antonio de Nebrija de Filología).
- Mallon, J. (1982)= De l'écriture. Recueil d'études publiées de 1937 à 1981. Paris: Editions du centre national de la recherche scientifique.

## Constraints on the Form of Oral Narratives: The Effects of Selected Social and Cognitive Factors<sup>1</sup>

Gary D. Prideaux, John T. Hogan, Edmonton

### Abstract

This paper reports on one component of a project designed to investigate the involvement of selected social and cognitive factors in the production of oral narratives. Participants first watched a short film clip and then provided oral narrative descriptions of what they had seen to both a friend and a stranger. The effects of the closure and given-new constraints on the form of narratives were examined. While narratives produced by both men and women were strongly affected by each of these constraints, no gender based differences in their uses were found. However, narratives among same-gender friends were found to use significantly more words and contain more detail than cross-gender narratives, while both men and women used more words per narrative when talking with friends than with strangers. It is concluded that while relative word density appears to be governed by social factors, processing factors such as the closure and the given-new constraints are independent of sociolinguistic controls.

### 1 Introduction

Many studies of narrative discourse take their data from unconstrained conversational conditions in which the speaker and hearer may vary greatly in the amount of shared knowledge as well as in social status, age, gender, intimacy, formality, seriousness, power, etc. Shifts in the types of participants and in the degrees of non-categorical factors may be associated with significant changes in linguistic variables. Furthermore, topics of conversation may be easily changed as a function of, for example, assumed common interest, subject-matter exhaustion, or the presence or absence of empathetic feedback cues from the hearer. A researcher in the psycholinguistics of discourse dynamics may find a large number of linguistic variables covarying as a function of the biological, psychological, and sociological conditions present in a conversational dyad. In these situations, the risk of confounding results can be very high indeed, thus potentially clouding research conclusions. However, this is not to say that "ecological" research or field observation is vitiated, but rather that it must be complemented by more controlled experiments in order to throw light on the specific phenomena of interest.

# Aktuelle Neuerscheinungen



Eckard Rölf

## **Sagen und Meinen**

Paul Grices Theorie  
der Konversationsimplikaturen  
1994. 269 S. Kart.  
DM 49,-/öS 382,-/SFr 49,-  
ISBN 3-531-12640-7

Die durch den nichtwörtlichen Sprachgebrauch etablierte Indirektheit unserer Kommunikation kann mit Hilfe der von Paul Grice entwickelten Theorie der Konversationsimplikaturen in einer allgemeinen, auf Gesprächsregeln "Bezug nehmenden Weise erklärt werden. Der von ihm aufgestellte Katalog der Konversationsmaximen erfaßt jedoch, wie Grice selbst bemerkt, nur eine bestimmte Art von Sprachgebrauch: den informationalen. Um auch den nichtinformationalen Sprachgebrauch gerecht werden zu können, muß der Maximenkatalog erweitert werden. Wie eine solche Erweiterung auszusehen hat, das wird im Zusammenhang einer Darstellung aufgezeigt, die den Weg von der sogenannten nichtnatürlichen Bedeutung bis zur Theorie der Konversationsimplikaturen nachzeichnet.

Matthias Jung

## **Öffentlichkeit und Sprachwandel**

Zur Geschichte des Diskurses um die Atomenergie  
1994. 280 S. Kart.  
DM 49,80/öS 389,-/SFr 49,80  
ISBN 3-531-12392-0

Die Darstellung der Kontroverse um die Atomenergie als sprachlicher und zugleich gesellschaftlicher Entwicklungsprozeß zeigt die Diskrepanz zwischen Sprachbewußtsein und dem tatsächlichen Sprachwandel, der sich als das unbeabsichtig-

te Ergebnis vielfältiger Einflüsse und Intentionen erweist. Der Autor skizziert ein facettenreiches und spannendes Bild der politischen Sprachkultur der Bundesrepublik – insbesondere geht er auf die Rolle der Fachsprachen im öffentlichen Meinungsstreit ein –, und er deckt zahlreiche Irrtümer der wissenschaftlichen Sprachkritik auf.

Armin Koerfer

## **Institutionelle Kommunikation**

Zur Methodologie und Empirie  
der Handlungsanalyse  
1994. 303 S. Kart.  
DM 54,-/öS 42,-/SFr 54,-  
ISBN 3-531-12557-5

Mit der Handlungsanalyse institutioneller Kommunikation wird ein spezifisch komparativer Ansatz verfolgt. Die Untersuchungen setzen mit einer funktionalvergleichenden Methode an den Formen sprachlichen Handelns in institutionellen und nichtinstitutionellen Diskursen an und schreiten im systematischen Wechsel der Beobachtungsperspektiven von der Analyse von Sprechhandlungen über die Analyse von Handlungsmustern bis zur Analyse von Handlungssystemen fort. Eine so aufgefaßte Form- und Funktionsanalyse institutioneller Kommunikation verlangt eine Reformulierung und Erweiterung des traditionellen handlungstheoretischen Ansatzes.



**WESTDEUTSCHER  
VERLAG**  
OPLADEN · WIESBADEN

Die Linguistischen Berichte erscheinen sechsmal im Jahr. Jahrgangsumfang ca. 480 S.

#### Bezugsbedingungen

Jahresabonnement (1995)	DM 146,-/6S 1139,-/sFr 146,-
Studentenabonnement (1995)	DM 83,-/6S 647,-/sFr 83,-
Zweijahresabonnement (1995/96)	DM 263,-/6S 2051,-/sFr 263,-
Jahresabonnement priv. (1995)	DM 83,-/6S 647,-/sFr 83,-x
Zweijahresabonnement priv. (1995/96)	DM 150,-/6S 1170,-/sFr 150,-x
Einzelheftpreis	DM 27,-/6S 211,-/sFr 27,-

jeweils zuzüglich Versandkosten

Die angegebenen Bezugspreise enthalten die Mehrwertsteuer. Alle Bezugspreise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung.

Im laufenden Jahrgang soll jeweils ein Sonderheft erscheinen, das je nach Umfang berechnet und den Abonnenten bei Bezug im Jahr des Erscheinens mit einem Nachlaß gegen Rechnung geliefert wird.

x = Vorzugspreis für private Leser, die auf einem Revers unterschreiben, daß sie die Zeitschrift ausschließlich für ihren persönlichen Gebrauch beziehen (Lieferung und Rechnung nur an Privatadresse).

Abbestellungen müssen spätestens 3 Monate vor Ende des Kalenderjahres schriftlich erfolgen.

Alle *redaktionellen* Zuschriften und Sendungen erbitten wir nur an die verantwortliche Redaktion der Linguistischen Berichte, z. Hd. Prof. Günther Grewendorf, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt, Institut für Deutsche Sprache und Literatur II, Gräfstr. 76, 60486 Frankfurt am Main.

© 1995 Westdeutscher Verlag GmbH, Opladen

## Bestellcoupon

An den  
Westdeutschen Verlag GmbH  
Abt. Vertrieb  
Postfach 58 29  
  
65048 Wiesbaden

Ich (wir) bestelle(n) hiermit gemäß der obigen Bezugsbedingungen ein

Jahresabonnement       Zweijahresabonnement  
der Linguistischen Berichte.

Private Lesern wird der Vorzugspreis berechnet, wenn sie auf einem beigeklebten Revers versichern, daß Sie die Zeitschrift ausschließlich für Ihren persönlichen Gebrauch beziehen.

Ich (wir) bitte(n) um ein       kostenloses Probeheft.

Name: \_\_\_\_\_

Straße: \_\_\_\_\_

PLZ/Ort: \_\_\_\_\_

Datum/Unterschrift: \_\_\_\_\_

#### Rechtlicher Hinweis:

Der Auftrag kann innerhalb einer Woche schriftlich widerrufen werden. Zur Wahrung dieser Frist genügt das rechtzeitige Absenden einer entsprechenden Mitteilung an:  
Westdeutscher Verlag GmbH, Abonnenten-Betreuung,  
Postfach 58 29, 65048 Wiesbaden.

Unterschrift des Bestellers (als Bestätigung)